

(Nachdruck verboten.)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Er hatte jetzt ein Gefühl für sie, das er früher niemals empfunden hatte. Dieses Gefühl hatte nichts gemein weder mit der ersten poetischen Zuneigung, noch gar mit der sinnlichen Verliebtheit, die er dann empfunden hatte, noch etwa mit dem Gefühl von Pflichterfüllung im Verein mit Eigenliebe, in dem er nach der Gerichtsverhandlung beschloffen hatte, sie zu heiraten. Dieses Gefühl war ganz einfach das Gefühl des Mitleids und der Rührung, die er zum erstenmal beim Zusammentreffen mit ihr im Gefängnis und dann mit neuer Macht nach ihrem Aufenthalt im Krankenhause erfahren hatte, wo er, seinen Abscheu überwindend, ihr die eingebilbete Geschichte mit dem Feldscher verziehen hatte (deren Unwahrheit sich dann herausstellte); es war ganz genau dasselbe Gefühl, nur mit dem Unterschiede, daß es damals zeitweilig erschien, jetzt aber beständig in ihm blieb. Woran auch immer er jetzt dachte, was auch immer er that, seine Gemütsstimmung bestand in diesem Gefühl des Mitleids und der Rührung nicht nur gegen sie, sondern gegen alle Menschen.

Dieses Gefühl brachte in Nechljudows Seele gleichsam den Strom der Liebe zu Tage, der früher keinen Ausweg gefunden hatte, sich jetzt aber gegen alle Menschen wandte, mit denen er zusammentraf.

Nechljudow fühlte sich während der ganzen Reise in dem erregten Zustande, in welchem er unwillkürlich teilnahmsvoll und aufmerksam gegen alle Leute war, vom Fuhrmann und Eskortefoldaten an bis zum Gefängnisdirektor und Gouverneur, mit denen er zu thun hatte.

Zu dieser Zeit wurde Nechljudow infolge der Ueberführung der Maslowa zu den Politischen mit vielen politischen Strafgefangenen bekannt, zuerst in Jekaterinenburg, wo sie alle zusammen in einem großen Raum sehr frei untergebracht waren, und dann unterwegs mit jenen fünf Männern und vier Frauen, denen die Maslowa zugesellt war.

Nachdem Nechljudow sie näher kennen gelernt, gewann er die Ueberzeugung, daß es keine ausgesprochenen Bösewichter waren, als welche viele sie sich vorstellten, und keine ausgesprochenen Helden, für welche die Angehörigen seiner Sphäre einige von ihnen hielten, sondern ganz gewöhnliche Menschen, unter denen sich wie überall gute und schlechte und in der Mitte stehende Wesen befanden. Es waren unter ihnen auch Leute, die sich von selbstsüchtigen, ehrgeizigen Motiven leiten ließen; die Mehrzahl aber hatte sich durch den Nechljudow vom Kriege her bekannnten Wunsch, Gefahren zu bestehen, etwas zu riskieren, durch das Vergnügen, das sie daran empfanden, ihr Leben aufs Spiel zu setzen — lauter Gefühle, die der allgerwöhnlichsten energischen Jugend eigen sind —, hinreißen lassen. Nachdem Nechljudow sie näher kennen gelernt, überzeugte er sich, daß es eben solche Menschen wie alle andern wären, nur mit dem Unterschied, daß diejenigen von ihnen, die sich über das Durchschnittsmaß erhoben, sich weit darüber erhoben, die aber unter dem Durchschnitt blieben, weit darunter blieben und eine Korporation von unaufrichtigen, sich verstellenden und gleichzeitig selbstbewußten, stolzen Leuten bildeten. So kam es, daß Nechljudow einigen seiner neuen Bekannnten gegenüber mehr als gleichgültig blieb, andre aber von ganzer Seele liebte.

Besonders liebte Nechljudow einen zur Zwangsarbeit verschickten schwindsüchtigen jungen Mann, Krylow, der in der Ableitung ging, zu der die Maslowa gesellt war. Nechljudow hatte ihn schon in Jekaterinenburg kennen gelernt und ihn dann auf dem Marsch einigemal gesehen und sich mit ihm unterhalten. Einmal im Sommer an einem Nasitage auf einer Station hatte Nechljudow fast den ganzen Tag mit ihm verbracht, und Krylow hatte ihm in der Unterhaltung seine Geschichte erzählt. Diese Geschichte vor seiner Einperrung war sehr kurz. Sein Vater, ein reicher Gutsbesitzer in einem südlichen Gouvernement, war gestorben, als Krylow noch ein Kind war. Er war der einzige Sohn, und die Mutter erzog ihn. Er lernte leicht auf dem Gymnasium wie auf der Universität und absolvierte die Universität als erster Kandidat der mathematischen Fakultät. Man schlug ihm vor, sich an der Universität zu habilitieren und ins Ausland zu

reisen. Aber er zögerte. Es gab ein Mädchen, das er liebte, und er dachte an eine Ehe und Thätigkeit auf dem Lande. Er wollte alles und entschied sich für nichts. Um die Zeit hatten Universitätskollegen ihn um Geld für eine gemeinsame Sache. Er wußte, was das für eine gemeinsame Sache war, und interessierte sich damals ganz und gar nicht dafür, gab aber aus kollegialem Gefühl und aus Eigenliebe, damit man nicht dächte, er fürchte sich, das Geld her. Die es in Empfang genommen hatten, fielen herein; man fand ein Schreiben, aus dem hervorging, daß das Geld von Krylow stammte; er wurde verhaftet und erst auf die Wache, dann ins Gefängnis gebracht.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis reiste er bald nach dem Süden, bald nach Petersburg, bald ins Ausland, bald nach Kijew, bald nach Odesa. Der Mann aber, auf den er vollkommen vertraute, verriet ihn. Er wurde verhaftet, vor Gericht gebracht, zwei Jahre lang im Gefängnis festgehalten und zur Todesstrafe verurteilt, die dann in lebenslängliche Verbannung umgeändert wurde.

Im Gefängnis entstand bei ihm die Schwindsucht, und jetzt hatte er in der Umgebung, in der er sich befand, augenscheinlich nur noch einige Monate zu leben. Und das wußte er.

Sechstes Kapitel.

Am dem Tage, an welchem beim Ausmarsch von der Station der Zusammenstoß des Eskorte-Offiziers mit den Sträflingen wegen des Kindes stattfand, erwachte Nechljudow, der in einer Herberge übernachtet hatte, spät und machte sich dann noch an einige Briefe, die er nach der Gouvernementsstadt abschickte. So kam es, daß er später als gewöhnlich aus der Herberge fortfuhr und den Zug nicht wie früher unterwegs einholte, sondern erst in der Dämmerung in dem Dorfe ankam, neben dem die Zwischenstation lag. In der Herberge, die eine Witwe, ein bejahrtes dickes Weib mit ungewöhnlich weißem dickem Halse, hielt, zog Nechljudow zunächst trockenes Zeug an, trank dann in dem sauberen, mit einer großen Menge von Heiligenbildern und Gemälden ausgestatteten Gastzimmer Thee und eilte auf den Stationshof zum Offizier, um diesen um Gewährung einer Zusammenkunft zu bitten.

Auf den sechs vorhergehenden Stationen hatten die Eskorte-Offiziere, trotzdem sie wechselten, sämtlich Nechljudow nicht in den Stationsraum hineingelassen, so daß er Statjuschka über eine Woche nicht gesehen hatte. Diese Strenge rührte daher, daß man die Durchreise eines hohen Gefängnisbeamten erwartete. Jetzt war der Beamte aber durchgereist, ohne die Stationen besichtigt zu haben, und Nechljudow hoffte, daß der Eskorte-Offizier, der morgens den Zug übernommen, ihm wie frühere Offiziere die Erlaubnis zu einer Zusammenkunft mit Statjuschka erteilen würde.

Die Herbergsmutter bot Nechljudow einen Reisewagen an, um zur Zwischenstation, die am Ende des Dorfs lag, hinzufahren; Nechljudow zog es jedoch vor, zu gehen. Ein junger, kleiner, breitschultriger Bursche, ein Arbeiter, in großen, frisch mit duffendem Birkenbeer geschmierten Stiefeln, übernahm die Führung. Vom Himmel sank Nebel herab, und es war so dunkel, daß, wenn der Kleine nur drei Schritte an solchen Stellen, wohin kein Licht aus den Fenstern fiel, zur Seite trat, Nechljudow ihn schon nicht mehr sah, sondern nur das Schmatzen seiner Stiefel in dem zähen, tiefen Schmutz hörte. Nachdem man einen freien Platz mit einer Kirche und eine lange Straße mit Häusern, deren Fenster hell erleuchtet waren, überschritten hatte, gelangte Nechljudow hinter seinem Führer an das in völlige Finsternis gehüllte Ende des Dorfs. Aber bald wurden auch in dieser Finsternis Lichtstrahlen von Laternen sichtbar, die bei der Station brannten. Die rötlichen Feuerflecke wurden immer größer und heller; die Pfähle der Umzäunung wurden sichtbar, die schwarze Gestalt der Schildwache auf ihrem Posten, der gestreifte Wegpfahl und das Schilderhaus. Die Schildwache rief die beiden beim Näherkommen mit dem gewöhnlichen „Wer da?“ an, und erwies sich, als sie erfahren, daß es keine Kameraden waren, als so streng, daß sie sie nicht einmgl neben dem Zaun warten lassen wollte. Aber Nechljudows Begleiter ließ sich durch das strenge Benehmen der Schildwache nicht verblüffen.

„Ei, Dursch, was bist Du böse!“ sagte er ihm. „Auf Deinen Feldwebel, wir werden schon warten.“

Die Schildwache gab keine Antwort, rief etwas in die Pforte hinein und blieb stehen, indem sie unvertwandt zusah, wie der breitschultrige Kleine im Schein der Laterne Rechljudows Stiefel mit einem Holzspan von dem Dreck reinigte, der an ihnen hängen geblieben war. Hinter den Pfählen der Umzäunung war ein dumpfes Getöse von Männer- und Frauenstimmen zu hören. Nach drei Minuten erklang die Glocke, die Pfortenthür öffnete sich, und aus der Dunkelheit trat ins Licht der Laterne ein Feldwebel im umgeworfenen Pelz und fragte, was man wolle. Rechljudow übergab seine bereitgehaltene Visitenkarte mit einer Aufschrift, in der er bat, ihn in einer persönlichen Angelegenheit zu empfangen, und bat, die Karte dem Offizier zu übergeben. Der Feldwebel war weniger streng als die Schildwache, dafür aber besonders neugierig. Er wollte unbedingt wissen, weshalb Rechljudow den Offizier sehen müßte und wer er sei; offenbar witterte er eine Beute und wollte sie sich nicht entgehen lassen. Rechljudow sagte, es wäre eine Privatangelegenheit, er würde sich dankbar erweisen und hätte, den Brief zu übergeben. Der Feldwebel nahm das Schreiben und ging kopfschüttelnd fort. Einige Zeit nach seinem Weggange klingelte die Pforte wieder, und es traten Weiber aus ihr heraus mit Körben, länglich-runden Gefäßen aus Birkenrinde, irdenen Töpfen und Säden. In ihrem eigentümlichen sibirischen Dialekt laut schwachend, überschritten sie die Pfortenschwelle. Alle waren nicht ländlich, sondern städtisch in Paletots und Pelze gekleidet; die Röcke waren hoch aufgeschürzt, um den Kopf hatten alle Tücher gewickelt. Sie sahen im Schein der Laterne Rechljudow und seinen Begleiter voll Neugierde an. Eine aber, die sich anscheinend über die Begegnung des breitschultrigen Kleinen freute, fing sofort an, ihn auf sibirische Art freundschaftlich zu schelten. „Du, Walbteufel, sag, was machst Du hier?“ wandte sie sich an ihn.

„Ich habe einen Fremden hergeführt,“ antwortete der Kleine. „Was hast Du gebracht?“

„Fleisch und Milch; haben uns schon morgens herbegeholfen.“

„Und die Nacht über nicht dabehalten?“ fragte der Kleine.

„Ei, daß Dich — schwächt der Unsinn zusammen!“ rief sie lachend. „Komm mit zum Dorf, bring uns hin.“

Der Führer sagte ihr dann noch etwas Derartiges, daß nicht nur die Weiber, sondern auch die Schildwache lachte, und wandte sich an Rechljudow:

„Findet Ihr auch allein hin? Werdet Euch doch nicht verirren?“

„Nein, nein, ich finde schon hin.“

„Wenn Ihr an der Kirche vorbeikommt, vom zweistöckigen Haus rechts der zweite Bcg. Da ist Euer Freund“, sagte er und übergab Rechljudow einen mehr als mannslangen Stod, mit dem er gegangen war, und verschwand mit den riesigen Stiefeln klatschend samt den Weibern in der Dunkelheit.

Seine Stimme klang, von Frauenstimmen unterbrochen, noch im Nebel, als die Pforte wieder klingelte und der Feldwebel heraus trat. Er forderte Rechljudow auf, mit zum Offizier zu kommen.

Siebentes Kapitel.

Die Halbstation lag ebenso wie alle Voll- und Halbstationen auf dem Wege nach Sibirien auf einem von zugespitzten Pfählen umschlossenen Hofe. Sie bestand aus drei einstöckigen Wohnhäusern. In einem, dem größten, mit vergitterten Fenstern, waren die Gefangenen untergebracht. Im zweiten befand sich die Eskorte-Abteilung, im dritten der Offizier und die Kanzlei. In allen drei Häusern brannte jetzt Licht und verhielt wie stets, besonders aber hier, trügerisch etwas Angenehmes, Gemütliches in den erleuchteten Räumen. Vor den Haustreppen brannten Laternen; außerdem brannten noch etwa fünf Lampen an der Wand und erhellten den Hof. Der Unteroffizier führte Rechljudow auf einem Brettersteig zur Treppe des kleineren Hauses. Nachdem er die drei kleinen Stufen hinaufgestiegen war, ließ er ihn zuerst in den von einer Lampe erhellten und von dunstigem Rauch erfüllten Flur eintreten. Am Ofen stand ein Soldat in grobem Hemd, mit Halstuch und schwarzen Hosen, in nur einem Stiefel mit gelbem Schaft, und machte vornübergebeugt mit dem andern Stiefel einen Samowar an. Als er Rechljudow erblickte, ließ er den

Samowar stehen, nahm Rechljudow den ledernen Rock ab und ging in den inneren Raum.

„Er ist da, Euer Wohlgeboren.“

„Nun, so ruf ihn her!“ erkönte eine ärgerliche Stimme.

„Treten Sie näher“, sagte der Soldat und machte sich sofort wieder an den Samowar.

Im zweiten Zimmer, in dem eine Hängelampe brannte, saß hinter einem mit den Ueberbleibseln vom Mittagessen und zwei Flaschen besetzten Tisch der Offizier in einer östreichischen Jacke, die seine breite Brust und Schultern umschloß. Er hatte einen langen blonden Schmirrbart und ein sehr rotes Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches.

Das ostasiatische Riesereich, das gegenwärtig die Aufmerksamkeit aller der Nationen auf sich gelenkt hat, die „kolonisationsveredelnd“, sei es durch Missionare, sei es durch Pachtungen, auf den „gelben Mann“ einwirken wollen, bietet im Abspielen der Lebensfunktionen seiner Einwohner viel Interessantes und Eigenartiges. Der „Südlischen Zeitung“, die über Land und Leute in China plaudert, entnehmen wir folgendes: Das häusliche Leben des Chinesen ist äußerst einförmig. Der Mann geht seinen Geschäften nach, die Frau verrichtet dazwischen ihre Arbeit, die in der Pflege der Kinder, im Zubereiten der Mahlzeit und im Instandhalten der Kleider besteht. Beim Heiraten kommt nur der Wille des Manns in Betracht. Das Mädchen wird meist als Kind verlobt; das besorgen in der Regel die Heiratsvermittlerinnen, worauf der Wunze sein Horoskop stellt, um den günstigen Zeitpunkt zu bestimmen. In solchen Fällen lernen sich die Brautleute erst am Hochzeitstag kennen. Man heiratet in China beispielsweise früh, der angehende Gatte zählt oft nicht einmal 12 Jahre, die Braut kaum 9 Jahre. Die Männer ziehen Frauen mit kleinen Füßen vor, und daraus wollen einige die Unsitte erklären, den Mädchen vom fünften oder sechsten Lebensjahre an die Füße zu verküppeln, bis sie die widerliche Klumpenform zeigen, die man mit dem landläufigen Ausdruck „goldne Lilien“ bezeichnet. Eine verheiratete Frau darf nicht mehr mit einem andern Mann und sei er auch ihr leiblicher Bruder sprechen, und darf auch nach dem Tode ihres Gatten nicht mehr heiraten. Fragt man einen Chinesen nach der Zahl seiner Kinder, so giebt er nur die männlichen Sprößlinge an, denn „ein Knabe gilt zehn Mädchen“ im Lande der Mitte. Die Geburt eines Mädchens betrachtet man in der Familie als ein großes Unglück und häufig läßt man das heflagenswerte Geschöpf, wenn man sich seiner nicht sofort auf die eine oder andere Weise entledigt, in Knabenkleidern geben — besonders in reichen Familien — um sich wenigstens mit der Täuschung zu trösten.

Den Erzeugnissen der chinesischen Küche dürfte ein Europäer wenig Geschmack abgewinnen, und wenn auch Mattenrippen, Kakenragout und Hundesilet, in Del gebraten und mit Knoblauch zugerichtet, auf der chinesischen Speisekarte nicht so häufig sind, wie man vielfach behauptet, so verzichtet sie doch Gerichte genug, die uns ein gelindes Gesehn bereiten, so Schneedenmus mit gedämpften Lilienwurzeln, eingesalzene, wochenlang in der Erde vergrabene Enteneier, Seetangsalat, Fischknochen u. dergl. Die Hauptzuspheise besteht aus Reis. Schweinefleisch wird ebenfalls viel gewossen. Beim Essen bedient sich der Chineser zweier dünner Stäbchen, mittels deren er mit bewundernswürdiger Fertigkeit seine Brocken aus dem Napf in den Mund hineinführt. Als Tischgetränk dient Wasser, oft mit Honig vermischt. An berausenden Getränken hat man im südlichen China einen durch Gährung erzeugten ungebraunten Reisknaps.

Der Chineser ist sehr arbeitssam, im allgemeinen auch ausdauernd und ist gewöhnlich friedlichen Charakters. Auch ist er bis zur Ueberreibung höflich. Er ist ferner ein geborener Handelsmann, pfiffig und verschlagen, wo es sich darum handelt, einen lohnenden Gewinn herauszuschlagen, im höchsten Grade geldgierig, und wuchert, wo sich ihm die Gelegenheit bietet. Im Auslande ist er als sehr sparsam bekannt, und es ist Thatfache, daß er, wenn er im fremden Lande ein Vermögen erpart hat, so schnell als möglich wieder nach der Heimat zurückkehrt. Denn der Chineser hängt mehr wie irgend ein andres Volk an dem Lande seiner Geburt, und überall im Auslande schläft er sich seinen Landsleuten an, wohnt in eigenen Stadtvierteln und hält getreulich zu den Sitten und Gebräuchen seiner Väter.

In bezug auf die Schulbildung der Chinesen gilt es als bezeichnend, daß Zählen und Rechnen über allen andren Lehrfächern steht. Uebrigens ist Sprechenlernen und Zählenlernen bei dem angebenden Weltbürger gleichbedeutend. Sobald solch ein Knirps den Pinsel halten kann, fängt er schon an Zahlen zu malen, und in allem, was den Handel angeht, ist er schon in frühesten Jugend gewandt. Man kann ein Kind getroffen in den Kaufladen oder ins Pfandhaus schiden, es läßt sich sicher nicht betrügen, so sagt ein chinesisches Sprichwort. Gelesen wird viel im Reich der Mitte, aber die Fertigkeit im Schreiben, wenigstens in der wissenschaftlichen Schreibweise, beschränkt sich meist auf die Gelehrten, denn man bedenke nur, was es heißt, eine Schrift, die nicht weniger als 20 000 verschiedene Zeichen hat, zu beherrschen!

Kleines Feuilleton.

Daß das Studium der chinesischen Wissenschaften aber auch noch mit andern Schwierigkeiten verknüpft ist, beweist uns ein Blick in die Prüfungshallen der Studenten. Die „Kungjuin“ zu Kanton zum Beispiel besteht aus etwa 7500 von einander abgeschiedenen Zellen, die mit den Prüfungssälen ein großes Viereck bilden. Jede dieser Zellen ist vier Fuß lang, drei Fuß breit und kaum so hoch, daß ein Erwachsener aufrecht darin stehen kann. Die ganze Ausstattung besteht aus zwei Brettern, wovon das eine als Schmelz und das andre als Tisch oder Schreib- und Studiertisch dient. In dem durch das Viereck gebildeten Hofraum gehen ohne Unterbrechung Soldaten auf und ab, die darauf zu achten haben, daß die eingeschlossenen Studenten nicht miteinander sprechen oder sonstwie verkehren können. Die Prüfungen sind sehr schwierig, und es soll vorkommen, daß Enkel und Großväter sich zu gleicher Zeit um denselben wissenschaftlichen Grad bewerben.

Ganz verschieden von den Münzen andrer Länder ist das Geld der Chinesen. Gold und Silber werden nicht in Münze geprägt; ja China besitzt überhaupt kein eigenes Geld, wenn man von dem Kasch abstieht. Letzterer ist eine aus einer Mischung von Kupfer und Zinn hergestellte messingfarbene Münze, etwa so groß wie ein deutsches Markstück, und hat in der Mitte ein viereckiges Loch, damit man die Münzen auf eine Schnur ziehen kann. Tausend derselben machen einen Tael (etwa 6 M.). Der Tael gilt allgemein als Rechnungseinheit, ist jedoch ein Gewicht, keine Münze. Im finanziellen Verkehr sind Bankbills in Umlauf, zahlbar an den Inhaber. Außerdem spielt der mexikanische Piaster eine große Rolle. Auch dieser mexikanische Dollar wird gewogen, daher zuweilen in Hälften, Viertel und selbst Achtel zerchnitten.

In Bezug auf die Rechtspflege steht China noch tief unter dem Niveau des Mittelalters. Bei Kriminalgerichtssitzungen kommt die Folter häufig zur Anwendung. Auf Verbrechen steht meist die Todesstrafe, leichtere Vergehen werden durch Stockprügel geahndet. Die Gefängnisse sind Pesthöhlen im buchstäblichen Sinne des Worts; die Sträflinge werden oft in einen schweren hölzernen Halsstrang gezwängt, so daß sie sich nicht einmal niederlegen können, da das fürchterliche Instrument sie erdroffeln würde.

In seinen Gebetsübungen ist der Chinese keineswegs übereifrig. Die Wohlhabenden dingen sich oft einen Stellvertreter, der für sie ihre Andacht verrichtet, da das „Nschin Joo“, die Anbetung des Götzen, sehr un bequem ist. Sie besteht in mehrmaligem Sichniederwerfen, wobei der Kopf auf die Erde geschlagen werden muß; auch giebt es in diesem Lande der Handarbeit — eine Gebetmaschine. Die Gebetstügel — sie müssen rot gedruckt sein — werden in beliebig großer Anzahl auf mächtige Walzen gestellt, die durch Kulis oder Wind oder Wasser, jezt vermuthlich auch durch Dampfkraft gedreht werden. Fast jeder Chinese hat seinen Götzen zu Hause, manchmal hält er sich auch mehrere. Vor jeder Mahlzeit werden ihm einige Reiskörner und Thee als Opfer hingelegt. Soust bringt man meistens Rauchopfer, indem man rote Zosstäbchen, die in einem Gefäß neben dem diebäuchigen, langohrigen Fetisch aufbewahrt werden, verbrennt. Will man Geld opfern, so wird vorfichtigerweise Gold- oder Silberpapier verbrannt. In jedem Hause findet man einen Ahnenaltar, und auch auf diesem werden Rauchopfer dargebracht. Der Chinese stellt sich die Höllenqualen noch weit fürchterlicher vor als ein gläubiger Europäer, denn er hat gleich sieben heiße und sieben kalte Höllen, in deren jeder er viele Jahrtausende lang die schrecklichsten Martern erdulden muß. Bei religiösen Festen giebt es Umzüge, die mehr an einen Paradezug als an eine kirchliche Prozession erinnern. Ungeheure Drachen, unter denen sich oft an die fünfzig Menschen befinden, um das Monstrum vorwärts zu bewegen, und sonstige Ungeheuer, groteske Götzenbilder, gute und böse Dämonen verjümbildlichend, und eine Unmasse roter Fahnen ragen über der Kopf an Kopf gedrängten Menschenmasse hervor. Zu alledem gehört eine entsetzliche Musik, der betäubende Lärm der Gongs, Becken und Trommeln und das Kreischen der Flöten, die meist von Knaben gespielt werden.

Zum Schluß mag noch der Soldateska in Kürze Erwähnung geschehen. Die Uniform der Soldaten, die in einem blauen oder roten Kittel (Keo) mit auf der Rückenseite in weißem Felde angebrachter Bezeichnung des Regiments, und in weiten, dunkelblauen Weinkleidern, die oberhalb der Fußknöchel mit Luchstreifen unwickelt sind, besteht, hängt schlatternd am Leibe, die Bewaffnung bestand noch im Krieg gegen Japan in einem Gewehr irgend eines Modells mit Bajonett. Auffällig ist, daß die Chinesen, sobald der Feind herannahet, eine Unmasse papierner roter Fähnchen mit großen schwarzen Lettern die ganze Front ihrer Stellung entlang in die Erde stoßen. Schreiber dieser Zeilen sah in den Kämpfen um Langson auf den von den Chinesen besetzten Berghöhen ungeheuer lange Reihen solcher Fahnen. Er kann sich dies nicht anders erklären, als daß die räthelhaften Dinger Gebetstügel sind, die den Schutzpatronen ihrer Träger geweiht sind; ihre große Zahl schließt die Annahme aus, daß es Feldzeichen sein könnten. Jedenfalls ist dieser seltsame Brauch für den Gegner aus leicht begreiflichen Gründen von großem Vorteile. Des weitern fiel ihm die Art und Weise auf, wie diese gelben Marschjünger ihre Signale geben. Dies geschieht durch schnell aufeinanderfolgende Hornstöße — das Signalhorn ist ein drei bis vier Fuß langes Messinginstrument, dessen obere Hälfte sich in die untere einschieben läßt — die in einem langgezogenen Tone ausklingen. —

— Wie viel kostet die Pariser Welt-Ausstellung? Der „Vossischen Zeitung“ wird geschrieben: Die Rechenaufgabe über den Wert, den die Pariser Welt-Ausstellung darstellt, läßt sich annähernd lösen. Durch Gutscheine sind 69 Millionen aufgebracht worden, Stadt und Staat haben 40 Millionen zugesprochen. Die einzelnen Ministerien und staatlichen Verwaltungen, ebenso die Stadt Paris sind ebenfalls Aussteller, sie haben dafür zusammen 20 Mill. ausgegeben, ihre sonstigen durch die Ausstellung verursachten Ausgaben eingerechnet. Macht zusammen 129 Millionen. Die auswärtigen Regierungen haben sich sehr ungleiche Kosten auferlegt, von 100 000 Fr. bis zu sieben und selbst acht Millionen. Vielfach haben Nachbevolligungen stattgefunden. Zusammen kommen mindestens achtzig Millionen heraus, das macht insgesamt mehr als 200 Millionen. Auf jeden der 58 000 Aussteller muß durchschnittlich mindestens 4000 Fr. Auslagen gerechnet werden, wodurch 224 Millionen herauskommen. Selbst wenn wir 250 Millionen ansetzen, bleiben wir eher noch hinter der Wirklichkeit zurück. Somit stehen wir schon auf 450 Millionen. Der Wert der ausgestellten Gegenstände ist am schwersten, auch nur annähernd, zu berechnen. Ein Pariser Edelschmied hat allein für zwei Millionen Kostbarkeiten und Edelsteine ausgestellt; ein Händler für ebenso viel oder noch mehr Diamanten. An Schmuck und Edelsteinen, Gold- und Silberarbeiten hat Paris allein für mindestens 50 Millionen ausgestellt. Die Porzellanmanufaktur zu Berlin hat u. a. drei Basen zu durchschnittlich 10 000 Franc, ihre Ausstellung ist verschiedene Hunderttausende wert. Betriebsinhaber, die für 10 000 bis 100 000 Franc Sachen ausgestellt haben, zählen nach Tausenden. In einer Abteilung der englischen Siedelländer befindet sich ein riesiger Schaukasten, dessen Herstellung 750 000 Franc kostete. Zwei andre Schaukästen kosteten zusammen wohl ebenso viel. Die Kunstwerke in dem Grand Palais und im Petit Palais sind mehrere zehn Millionen wert, ganz abgesehen von der Falcomnetischen Uhr, von welcher ausposaunt wurde, ein Engländer habe 1250 000 Fr. dafür geboten. Sie ist, nach dem Preisstand des Kunstmarkts, 100 000—150 000 Fr. wert. Hiernach ist es keine Uebertreibung, den Wert sämtlicher ausgestellten Gegenstände auf 600 Millionen anzusetzen. Damit haben wir die Milliarde überschritten, stehen auf 1050 Millionen und sind noch nicht zu Ende. Für die auf Teilscheine gegründeten Gesellschaften zum Betrieb von Theatern und Schaustellungen wurden schon vor sechs Monaten 53 Millionen zusammengezeichnet, ohne daß auf Vollständigkeit hätte Anspruch erhoben werden können. Dazu eine Menge von einzelnen oder durch Teilshaber gegründeten Unternehmungen. Die elektrische und die Kollbahn, welche die Esplanade, die Wälfersstraße und das Marsfeld mit einander verbinden, arbeiten mit vier Millionen, ebenso viel sind schon vor zwei Jahren für das große Schankelrad verausgabt worden. Hundert Millionen für die in und neben der Weltausstellung angeordneten Schaustellungen und Theater jeder Gattung sind daher ganz angemessen. Wirtshäuser und Schankplätzen sind fast 500 in der Ausstellung selbst und noch einige Schod nord herum, die von früher her bestehende nicht inbegriffen. Jede nur zu 10 000 Fr. gerechnet, würde die 50 000 000 schon ergeben. Wird doch selbst eine einfache Schankstätte, ein Kiosk, gezeigt der 35 000 Fr. Bodenpacht und auch wohl 8—10 000 für den Bau und Einrichtung kostet, freilich an einer besonders günstigen Stelle sich befindet. Wir stehen also jetzt auf 1200 Millionen. Sollten sich noch einige Läden in dieser runden Summe finden, so können die Keinen Kaufsuden aller Art, zusammen wohl zweitausend, die 250 Zeitungs- und Druckachen-Kioske, sowie die Kollstühle und andre kleine Unternehmungen sie stopfen. Für einzelne dieser Wuden sind je einige, selbst bis 5—6000 Fr. angelegt worden, für andre natürlich viel weniger. Die Verwaltung kann die Tageskosten mit den 12—15 Millionen Bodenpacht bestreiten, welche die Theater, Schaustellungen, Wirtshäuser usw. ihr erlegen mußten. Kurz, die 1200 Millionen sind nach den zuverlässigsten Aufschlüssen und Wahrnehmungen vollauf gerechtfertigt. —

Litterarisches.

Ananian. Drama in drei Akten von Kurt Aram. Piersou's Verlag. — Der Verfasser ist durch eine gute Komödie („Agrar-Kommission“), ein talentvolles sociales Drama („Wetterleuchten“) und einen Band Gedichte bekannt. Die vorliegende Dichtung spielt an der persisch-türkischen Grenze und behandelt den Gegenstand zwischen Christen und Kurden, samt all den Grenzeln, die er im Befolge hat.

Die Christen werden von den Andersgläubigen gequält, gefoltert, niedergemetzelt und drohen unter dieser Schreckensherrschaft zu verkommen. Ananian, dem die Leiden seines Volks zu Herzen gehen, faßt den Entschluß, ihre schlummernde Energie zu wecken. Er will den Kurden eine Schlacht liefern, nicht um zu siegen (wozu der Augenblick noch nicht gekommen wäre), sondern nur um seinen Leuten Gelegenheit zu geben, unterhörte Tapferkeit und heroische Aufopferung zu zeigen. Wie ein Feuer soll sich die Kunde von ihrer ruhmvollen That verbreiten und die Geister entzünden. Der große Entschluß fordert die Vernichtung der Seinen und seinen eignen Untergang. Insofern ist er tragisch zu nennen und insofern ist das Stück eine Tragödie, obwohl Ananian im Glauben an seine Sache fällt.

Das Stück enthält drei angelegte Charaktere: den kurdischen Statthalter, den kurdenfürstigen Mommedacha und

Ananias. Der letztere erhebt sich in einigen Szenen zu edler tragischer Größe. Hier und da reflektiert er etwas zu viel, zu scharf und zu geistreich. Auch das Bild, dessen er sich bei dieser Gelegenheit bedient, wird etwas lang ansgespinnen und schließlich zu Tode gehehrt. Unter allen Umständen aber muß man sich den Namen des Dichters merken, der die Ananiasenszenen schreiben konnte. Dem Statthalter kann man als einen groß gedachten und groß angelegten Cyniker bezeichnen. Der Dichter hat schon früher satirisches Talent betätigt, aber so glanzvoll wie im Statthalter hat es sich noch nie bewährt. Das will um so mehr sagen, als es sich hier nicht um kleine satirische Streiflichter, sondern um eine große satirische Aufgabe handelt, die als gelöst bezeichnet werden muß. Der Statthalter ist der Charakter, der am reinsten herausgelommen ist. Er verlagert nirgends, was der Ananias in einigen Szenen immerhin thut. Auch der grausame Kurdenfürst M o m m e d a c h a ist eine sehr wirkungsvolle Schizze. Allerdings nicht mehr. Im Interesse der Delonomie des Stücks wäre er besser weggelassen. Der Name, den er einnimmt, hätte Ananias recht gut brauchen können. Außerdem verkörpern sich die gegensätzlichen Weltanschauungen erschöpfend in Ananias und dem Statthalter.

In eine Bühnenzukunft der Dichtung vermag ich leider nicht zu glauben. Der Autor hat einen Fehler begangen, der nicht nur bühnentechnisch, sondern auch ästhetisch ein Fehler ist. Er hat ein fremdartiges Milieu bemüht, ohne es genügend zu erläutern. Er hat Grenel, die in diesem Milieu selbstverständlich sein mögen, allzu unbekümmert übernommen. Ob eine breitere Schilderung des politischen Hintergrundes genügt hätte, das Stück auch dem Theaterpublikum zugänglich zu machen, weiß ich nicht. Sowie die Dinge liegen, würden die eingelegten Kriegszüge und manches andre desselben Genres befremden. Man würde sie als äußerliche Pomp empfinden und sie würden sicher die Poesie des Stücks zu einem guten Teil überwuchern. Für diejenigen aber, die das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden wissen, liegt eine Dichtung vor, die echte tragische Töne enthält und von glänzenden satirischen Andern durchzogen wird. Gegen „Wetterleuchten“ ist ein großer Fortschritt zu verzeichnen. Freilich nicht im Sinne der Theaterdirektoren, aber doch im Sinne der Kritik. Die tragische Auffassung ist tiefer geworden, die Komposition geschlossener, die Sprache feiner und klangvoller, der dramatische Stil persönlicher. Die Kritik wird gut thun, die ferneren dramatischen Produktionen des Dichters im Auge zu behalten.

E. S.

Kulturgeschichtliches.

w Chinesische Wasserbauten. Als Maschinen für Wasserbau kamen beim Bau der großen chinesischen Kanäle, so schreibt Kurt Merkel in seinem Buch: „Die Ingenieurtechnik im Altertum“ (Berlin, Julius Springer) unter den Wasserhebungs-Maschinen hauptsächlich das Schöpfrad, das Schaufel- und Paternosterwerk in Anwendung. Man schätzte das Alter der letzteren Vorrichtung außerordentlich hoch, wie denn überhaupt die Chinesen vielfach für die Erfinder derartiger Vorrichtungen gehalten werden. In den chinesischen Schriften, so im Hsao-hung-ki, finden sich über die Ausführung der einzelnen technischen Arbeiten sehr eingehende Beschreibungen, von denen einige hier angeführt werden mögen: „Trifft man bei der Anlage eines Kanals (Kon) auf eine Höhe, so ist dies ein Anhaltspunkt. Bei den Kanälen mit geradem Stamme verdoppelt man alle 30 Li die Breite. Um das Wasser in Bewegung zu setzen und zurückzuhalten, giebt man seinem Laufe eine Biegung in Form des Hing (eines Muschelschells), dessen zwei Arme sich verhalten wie 3:5. Die Existenz jedes Kanals muß auf die Wasserkraft gegründet sein, die jedes Damms dagegen auf die Kraft der Erde. Ein schöner Kanal wird angeräumt durch das Wasser, ein schöner Damm besetzt durch die Ablagerungen des Wassers. Legt man einen Damm an, so muß seine Höhe und Breite gleich sein. Die Reduktion der Arö-mung beträgt ein Drittel; bei großen Dämmen macht man die Basis breiter.“ Die Bewässerung der Reisfelder erfolgte in der Weise, daß der T a o - j i n (Weismann) das Wasser in einem Reservoir sammelte und es durch eine Damm abließ. Ein kleiner Kanal nahm das Wasser am Anfang jedes Feldes auf. Derselbe besaß Abläufe, damit man das Wasser über die Felder rieseln lassen konnte. Am unteren Ende befand sich, wie bei dem modernen Bewässerungssystem, ein großer Abzugskanal, in den das Wasser abfloß.

Was die Vermessungsarbeiten anbetrifft, so hießen diejenigen, die sich mit der Wissenschaft der Meßinstrumente beschäftigten, um den Schatten der Sonne zu bestimmen und das Land zu messen, T u - s a n g - s h i. Diese Beamten hatten auch Meliorationen auszugeben. In der Schrift aus der Zeit der Tschu-Dynastie wird bei einer Erwähnung von Landarten gesagt: Bei der Anlage einer Hauptstadt nivellieren sie (d. h. die Beamten) das Terrain mit Hilfe des Wassers und der Kolkene. Mit Hilfe der Kolkene errichteten sie einen Pfosten (worumter jedenfalls der Vertikalstab des Gnomon gemeint ist, der 8 Fuß Länge hatte). Schon stieß bestand ein kartographisches Amt. Nach dem Tschu-ki besaß der T a - s s e - t u (Oberdirektor der Weige) die Karten über das Gebiet der Reiche und die Zahl ihrer Bewohner. „Er kennt so Länge und Breite des Gebiets der neuen Provinzen, unterscheidet die Namen und Produkte der Berge, Wälder, Wasserläufe, Seen, große und

kleine Hügel, Flußufer, Hochebenen, Niederungen und Sümpfe, unterscheidet die Reiche und Grenzen, bestimmt die Grenzen des Kaiserreichs und fixiert sie durch Kanäle und Dämme.“ Schon in den ältesten Zeiten wurde der Boden der verschiedenen Provinzen nach der Beschaffenheit und den Produkten abgeschätzt und klassifiziert. Hiernach wurden die Abgaben bestimmt, und der Vorstand der Arbeitenabteilung hatte für das Kataster der Ländereien zu sorgen.

Aus dem Tierleben.

— **Zählebigkeit der Reptile.** Viele Tiere sind bekanntlich überaus widerstandsfähig gegen extreme Kälte- und Hitzegrade, Trockenheit, Hunger, Durst und Verletzungen. Wir wissen, daß manche niedere Tiere nach längerem Austrocknen, Einfrieren wieder aufleben, also das Leben nicht verloren hatten, obwohl ihre Lebensorgane monate- und selbst jahrelang nicht fungieren konnten. Würmer, Insekten usw. können entkapselt und zerstückelt werden und doch noch längere Zeit weiterleben, ja nicht wenige ergänzen sich nach Verletzungen wieder zu vollständigen Tieren. Wir erklären uns diese Widerstandsfähigkeit durch eine gewisse Einfachheit ihres Baues und ihrer Funktionen, aber bei höheren Tieren erscheint uns eine ähnliche Lebenszähigkeit sehr auffällig. Sie ist aber noch bei den Reptilien sehr groß; die Stüde einer entkapselten oder zerteilten Eidechse oder Schlange leben nach der Volksjage noch bis zum Sonnenuntergang, in Wirklichkeit fahren sie noch länger fort, sich zu bewegen. Ein abgeschchnittener Schlangenkopf versucht noch zu beißen, und Schildkröten sind fast nicht „tot zu kriegen“. Schon vor mehr als zwei Jahrhunderten sah Redi eine Schildkröte, der er ihr ganzes Gehirn ausgehölet hatte, noch sechs Monate weiterleben, und Kersten hat die Schwierigkeiten geschildert, die es den Zoologen macht, diese Tiere mit möglichst Schonung ihres Keschens für Sammlungen zu präparieren. Er versuchte es erst, durch Einföhrung einer dicken Nadel zwischen Kopf und dem ersten Halswirbel das Hirn vom Rückenmark zu trennen, aber das genierte das Tier ebenso wenig, wie tagelanges Untergetauchthalten im Wasser, die Schildkröte blieb völlig munter. Versuche, sie mit Alkohol oder selbst mit Chantali umzubringen, blieben erfolglos, und das einzige schnellere zum Ziele führende Mittel, welches er entdecken konnte, war das Untertanken in eine Stämmischung; einer so starken Wärmeentziehung vermochten diese „Stallbüter“ auf die Dauer nicht zu widerstehen.

(Prometheus.)

Humoristisches.

— **In Konig. A.:** Sie sind fremd hier, wie ich sehe, mein Herr. Da werden Sie einen schönen Begriff von unserer Stadt kriegen.

B: Abgesehen von den blutigen Exzessen, die ich tief beklage, bin ich mit dem Zustand der Stadt ganz zufrieden.

A: Dann sind Sie am Ende ein antisemitischer Agitator?

B: Das nicht, aber ein Glasversicherungsg-Agent.

— **Teils — teils. Kritiker:** Sagen Sie mal, ist dieser Raubmörder, den Sie in den Mittelpunkt Ihres Dramas stellen, Wahrheit oder Dichtung?

Dramatiker: Beides, er ist zur Hälfte dem Zuchthaus in Sonnenburg und zur Hälfte meiner Phantasie entsprungen.

— **Fatale Bestätigung. Verkäufer:** Nun, war das Diamant schwarz in meinen Strümpfen nicht waschecht?

Kunde: Sehr echt, — man kriegt's garnicht wieder runter von de Fuß!

— **Druckfehler. (Aus einer medizinischen Zeitschrift.)** „Der Patient erklärte, daß er sich unter keiner Bedingung sein vorletztes Bein amputieren lasse.“

(Lust. Bl.)

Notizen.

— Die Zeitschrift „Der Kunstgefang“ wird wegen Erblindung ihres Herausgebers und Redakteurs, des Herrn Schulze-Strelch, bis auf weiteres ihr Erscheinen einstellen.

— Josef Truebwassers vieraktiges Schauspiel „Der Herr Meister“ wurde bei der Erstaufföhrung im Münchener Volkstheater mit freudlichem Beifall aufgenommen.

— Die Aufföhrung der „Dame von Maxim“ im Kölner Flora-Theater ist aus „Sittlichkeitsgründen“ verboten worden.

— e. Der Langersehnte „Goldregen“ hat für die Pariser Theaterwelt endlich eingeseht. Der Monat Juni hat ihnen diesmal fast doppelt so hohe Einnahmen gebracht wie 1889. Damals waren die Pariser Theater im Monat Juni auf 1.200.000 Fr. gekommen, in diesem Jahre haben sie die Summe von 2.200.000 Fr. überschritten. An der Spitze der erfolgreichen Theater marüchiert die Oper mit einer Einnahme von mehr als 400.000 Fr.; da die Oper zu den Pariser Schöndarstellungen gehört, die jeder Fremde „gesehen haben muß“, so ist dies weiter nicht merkwürdig. Nach der Oper kommt als meistbegünstigstes das Sarah Bernhardt-Theater mit 320.000 Fr.

— Der bekannte Porträtmaler, Professor Max Konev, ist gestorben.